

Weltmusik aus der Quetschkommode

Der blinde Akkordeonist Otto Lechner spielt Avantgarde-Jazz und Walzer, liebt Kafka und meidet das Kabarett. Jetzt hat er fürs Wiener Burgtheater Musik zu Nestroy geschrieben. Von Manfred Papst

Gibt es das: dass einer Nestroy nicht liebt? In Wien schon. Denn dort ist der Bühnendichter, der zwischen 1830 und 1860 die Volkskomödie revolutionierte, indem er künstlerisches Raffinement mit beissender Sozialkritik verband, seit Generationen Allgemeingut, Folklore, Schulstoff - und damit Missverständnissen ausgesetzt wie Gottfried Keller in der Schweiz. Zudem ist Nestroy in seiner Heimatstadt durch ungezählte behäbige Inszenierungen selbst wieder ein Teil jener wurstig-pessimistischen Gemütlichkeits-Ideologie geworden, gegen die er angetreten war.

«Wenn Sie mich vor ein paar Jahren gefragt hätten, was ich ganz sicher nie im Leben machen würde, dann hätte ich gesagt: Musik zu einem Stück von Nestroy schreiben und aufführen», sagt **Otto Lechner**. «Nestroy ist mir immer auf die Nerven gegangen. Ich hab auch jetzt noch grosse Schwierigkeiten, denn ich finde ihn wirklich zynisch. Mich bewegt es nicht besonders, wenn jemand ein Stück schreibt, in dem es auf humorvolle Weise darum geht, dass alle Leute Arschlöcher sind. Warum also sollte ich meine Zeit mit der musikalischen Verschönerung dieser Aussage verbringen?»

Dass **Otto Lechner** es dennoch getan hat, bedarf der Erklärung - zumal er nicht nur einen lukrativen Auftrag ausgeführt, sondern auch eine künstlerisch rundum überzeugende Arbeit vorgelegt hat. Die Couplets, Chöre und szenischen Musiken, die er für Anselm Webers Inszenierung des Nestroy-Stücks «Zu ebener Erde und im ersten Stock oder Die Launen des Glücks» geschrieben hat und mit seinem Trio im Burgtheater spielt, sind zugleich eingängig und elaboriert. In ihrer Abgründigkeit werden sie den Tücken des Textes sogar besser gerecht, als der Nestroy-Verächter es selber ahnt.

Moderne Balkanschlager

Das Stück zeigt eine Klassengesellschaft in den Stockwerken eines Mietshauses. Reich und Arm sind streng getrennt: Oben wohnt der Millionär von Goldfuchs mit seiner Tochter und Gesinde, unten der Tandler Schlucker mit Frau, fünf Kindern und weiterer Verwandtschaft. Subjekt der Handlung ist das Geld. Es definiert alle Beziehungen zwischen den Menschen - auch die amourösen. Liebe ist eine Sache der Flausen und Körpersäfte. Sie überwindet keine Schranken. Daran ändert sich selbst dann nichts, als Nestroy die Verhältnisse in einer abenteuerlichen Volte von Bankrott und Betrug, Erbschaft und Lottogewinn auf den Kopf stellt.

Wie vertont man so eine Geschichte? **Otto Lechner** erläutert seine Arbeitsweise am Küchentisch seiner Wohnung im zweiten Wiener Bezirk, während er sich eine Zigarette dreht. Seine Lebensgefährtin, die Schauspielerin Anne Bennent, kocht Tee; Felix, der achtmonatige Sohn, krabbelt auf dem Boden herum. «Wir fragten uns», sagt **Lechner**, «was heute zu ebener Erde in Wien los ist, und dabei kamen wir natürlich auf den Balkan im weitesten Sinn. Das war dann meine Leitlinie: eine Art Balkanschlager zu Nestroy zu schreiben. Nestroys Couplets sind ja sehr einfach gereimt, man kann sich deshalb fast nur einen Drei- oder Vierteltakt zu ihnen vorstellen. Aber ich habe bemerkt, dass die Texte sich auch in sieben

Achteln rhythmisieren lassen, ohne dass es gekünstelt wirkt. Die Sprache bekommt sogar einen verständlicheren Rhythmus.»

Probleme bei der Umsetzung seiner Kompositionen hat es kaum gegeben. «Es sind ja recht begabte Leute, die da so am Burgtheater herumspielen, da weiss ein jeder, wie er mit seiner Stimme umgehen muss. Das Ganze wirkt ein bisschen anspruchsvoll; ich seh's andererseits so, dass man das auch in der Badewanne singen könnte. Wenn es mir gelingt, dass die Melodie ganz selbstverständlich mit der Sprache geht, dann muss gar niemand wissen, wie viele Achtel er gerade singt.»

Das Stück gab vor, was zu vertonen war: das Lied des Tandlers, das des Dieners Johann, das Quartett der vertauschten Eroberungen, die drei Chöre. Hinzu kam die szenische Musik. Das wäre schon alles gewesen. «Bloss hat man den Peter Simonischek gefragt, ob er nicht den Goldfuchs spielen will, und der hat gesagt, nur, wenn er ein Couplet kriegt. Dramaturg und Regisseur haben dann alle Lieder, die sie in anderen Nestroy-Stücken noch gefunden haben, mir angehängt.» Für diese Musik hat **Lechner** - entgegen seinen Gewohnheiten - die Stimmen ausgeschrieben. In anderen Formationen spielt er seine Kompositionen nur vor, und die Mitmusiker machen sich Notizen. Viele seiner Solowerke gibt es nur in seinem Kopf. Manches vergisst er auch wieder - sei's drum.

Schon vor zwanzig Jahren hat **Lechner** Musik für die Bühne geschrieben und ist mit Josef Hader im Duo aufgetreten. Es wurde ihm jedoch bald schon klar, dass er nicht als Begleitpianist enden wollte: «Seither bin ich bei Dingen, wo ein Publikum drinnen sitzt und lacht, sehr skeptisch. Es gibt nichts Dümmeres und Unangenehmeres als ein Kabarettpublikum.»

Lesen ist für **Otto Lechner** mit grösserem Aufwand verbunden als für andere. Seit seinem fünfzehnten Lebensjahr ist er blind. Zwar beherrscht er die Braille-Schrift, zudem hat der Computer, der geschriebene in gesprochene Sprache umsetzt, vieles erleichtert. Dennoch ist er mit literarischen Texten streng: «Langes Geschweife und Geschwafel liegt mir nicht. Bei Nestroy zum Beispiel passiert mir einfach zu wenig. Bei Kafka dagegen gibt es keinen leeren Satz.» Seit Josef Hader ihm zum 20. Geburtstag zwei von ihm selbst besprochene Kassetten mit Kafka-Erzählungen schenkte, hat er diese Texte - kurze wie «Auf der Galerie», längere wie «Ein Landarzt» - in seine Soloprogramme integriert. Es fällt ihm leicht, sie zu memorieren: «Ich kann irgendwie mit Kafka denken. Für mich hat das alles eine innere Logik - und bringt mich auch immer wieder zum Lachen. Bei Nestroy scheinen sich alle ausser mir zu amüsieren, bei Kafka ist es umgekehrt. Während viele gerade hier in Wien mit einer gewissen Lässigkeit sagen, das sei ihnen zu tragisch und zu schwermütig, habe ich eine Freude dran, dass alle Leute das arg finden und ich so drüber lachen kann.»

Heute gilt **Otto Lechner** als einer der originellsten und vielseitigsten Akkordeonisten im Jazz, als sanfter Melancholiker und übermütiger Eklektiker in einem. Im Quintett Accordion Tribe, das durch den in Solothurn preisgekrönten Film von Stefan Schwietert zu Ruhm gekommen ist und zu dem neben ihm der Amerikaner Guy Klucevsek, die Finnin Maria Kalaniemi, der Slowene Bratko Bibic und der Schwede Lars Hollmer gehören, ist er der Jazz-kundigste Kombattant.

Taschengeld, Lehrjahre

Wie aber ist er überhaupt zum Akkordeon gekommen? «Es kam zu mir», sagt **Lechner**, «und zwar in Form eines Weihnachtsgeschenks, als ich drei war. Einfach ein Spielzeug. Dass es ein

Akkordeon war und nicht irgendetwas anderes, war Zufall. Ich komme aus einer Familie, die sich überhaupt nicht mit Musik beschäftigte.»

Niemand hielt das Kind zum Spielen an. Akkordeonstunden gab es keine. Der Klavierunterricht kam erst viel später. Doch der Knirps brachte sich das Spiel auf der Quetschkommode selber so weit bei, dass er schon mit vier, fünf Jahren im Wirtshaus aufspielen konnte. «Volksmusik, eh klar, Walzer und was ich halt konnte. Ich hab mir mein Taschengeld auf Anlässen wie Hochzeiten erwirtschaftet - und habe auch die Musik dazu missbraucht, mich sozial zu integrieren. Mit 13, 14 habe ich dann begonnen, mich mit Jazz und anderen bei uns auf dem Land abwegigen Dingen zu beschäftigen. Da hatte ich die Frage <Wie bringst du die Leute zum Mitsingen, Schunkeln, Klatschen?> schon hinter mich gebracht.»

Aus seinen frühen Jahren hat **Otto Lechner** sich eine seltsame Hassliebe zur volkstümlichen Musik bewahrt. Seine Programme leben bis heute von der Spannung zwischen genuiner und pervertierter Tradition: «Ich habe ja mein eigenes Chaos in mir, in dem alles vorhanden ist - von den Schlagermelodien bis zu den Zwölftönern.» Deshalb ist er auch nicht beim reinen Free Jazz geblieben. Nichts ausklammern, alles zulassen, lautet seine Devise. «Nach dem <Landarzt> z. B. spiele ich gern ein altes österreichisches Lied, ein ganz furchtbares, <Der Weltverdruss> heisst es, von den Kernbuam, ich kannte es als Kind schon auf Platten. Dass das Akkordeon das zulässt, ist schon etwas Spezielles. Man kann von einem Akkord zum nächsten einen Sprung über den Ozean machen.»

Ein kauziges Instrument

Diese Offenheit hat ihren Preis. Weil **Lechner** in keine Kategorie passt, fühlt sich die Kulturförderung nicht für ihn zuständig. Ausser einem australischen Award für Comedy und Covery hat er noch nie einen Preis bekommen. Kleinkunstpreise, die ihn vor 15 Jahren vielleicht gefreut hätten, hält er heute nicht mehr für angebracht. Aber es beschäftigt ihn schon, dass die Ideen so lange brauchen, bis sie bei anderen ankommen. «Jetzt wollen alle das Weihnachtsprogramm hören, das ich vor acht Jahren realisiert habe und das mir schon zu den Ohren herauskommt.» Mit dem Accordion Tribe verhält es sich ähnlich. «Die Tourneen sind strapaziös. Drei Wochen im Bus herumfahren für wenig Geld. Die Hotels werden immer fader, die Veranstalter sind oft gar nicht mehr bei ihren eigenen Konzerten, es wird alles sehr cool abgehandelt. Die Idee von einer Tournee, auf der man etwas lernt, das einen weiterbringt, verliert sich. Und natürlich wird man auch älter und kann nicht mehr jede Nacht bis um drei in der Früh saufen.» Für die österreichischen Filmpremierer ist er derzeit dennoch wieder mit Hollmer und Bibic in Wien, Linz, Innsbruck unterwegs, «und dann fahren wir nach Ljubljana und spüun».

Am Akkordeon fasziniert ihn nicht zuletzt die Kauzigkeit. Viele Entwicklungen in der modernen Musik hat es einfach verschlafen, weil kein vernünftiger Mensch als Teenie Akkordeon spielt. Auch **Lechner** hat damals lieber den ganzen österreichischen Liedermacherschatz zur Gitarre gesungen und zwischen 15 und 22 fast nur Keyboards gespielt. Zur zweiten Entdeckung des Akkordeons kam es wieder durch Zufall. Er wohnte in einer WG mit einer Frau, die ein Akkordeon hatte sowie einen Freund, der kleine Jazzfestivals in Oberösterreich organisierte. So fing es wieder an. Dann kam das «Erste Strenge Kammerorchester», das mit singender Säge, Violine, Kontrabass und Akkordeon schrägstens arrangierte Coverversionen spielte.

Langjährige Formationen hat **Lechner** jedoch nie gehabt. Nicht weil er ein unverträglicher Mensch wäre, sondern weil sie seinem Konzept widersprechen. Aber es gibt einen Kreis von etwa fünfzehn Leuten, mit denen er immer wieder zusammen spielt. Damals begann ihn auch der kombinierte Sound aus Stimme und Akkordeon zu faszinieren. In den neunziger Jahren kamen die elektronischen Experimente hinzu, vor allem die Kombination von Akkordeon und Wah-wah-Pedal, die zu den wildesten Rückkopplungen führte und von den Veranstaltern entsprechend gefürchtet wurde. Heute spielt er jedoch meist ohne Elektronik. Dafür hat ihm sein Akkordeonbauer die Bässe eines steirischen diatonischen Knopfakkordeons in seine alte Hohner eingebaut. «Die klingen wie eine Tuba. Des hat an Sound! Damit spiele ich im Nestroy-Stück.»

Auf seine milde, versonnene Art ist **Otto Lechner** ein Grantler. Neunzig Prozent aller Akkordeonmusik geht ihm auf den Wecker. Am schlimmsten findet er Akkordeonvirtuosen mit Begleitband. Und die zehn Prozent? Die sind entweder auf Madagaskar oder tot. Der Schweizer Klaus Bruder zum Beispiel. «Der hat in den Achtzigern ein tolles Soloalbum aufgenommen, auf das ich erst viel später gekommen bin. Wenn ich gewusst hätte, dass es schon alles gibt, hätte ich vielleicht meine Sachen gar nicht gemacht. Gut, dass ich keine Ahnung hatte!»

Otto Lechner im Burgtheater: www.burgtheater.at.

Im Kino: Accordion Tribe (Soundtrack: Intuition). Letzte CD: Flamingos (Hatology, mit Max Nagl/Bradley Jones).